

Nekr. S' 62

LEUTNANT  
JOHANNES MARTIN SUTER.  
1918—1943

Von Geleene Luter  
ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes  
erhalten.

Nor. 44.

Nekr S 62

Q. 1911, 1257  
Pfr. Schultze  
Zürich



## Telegramm

Im Felde, den 2. November 1943, 16 Uhr

Familie A. Suter-Moser

Hirzbodenweg 88

Basel

Im Dienst für die Heimat ist Ihr geliebter Sohn, unser aller guter Kamerad Leutnant Martin Suter in den Bergen tödlich abgestürzt.

Im Auftrag des Bataillonskommandanten,

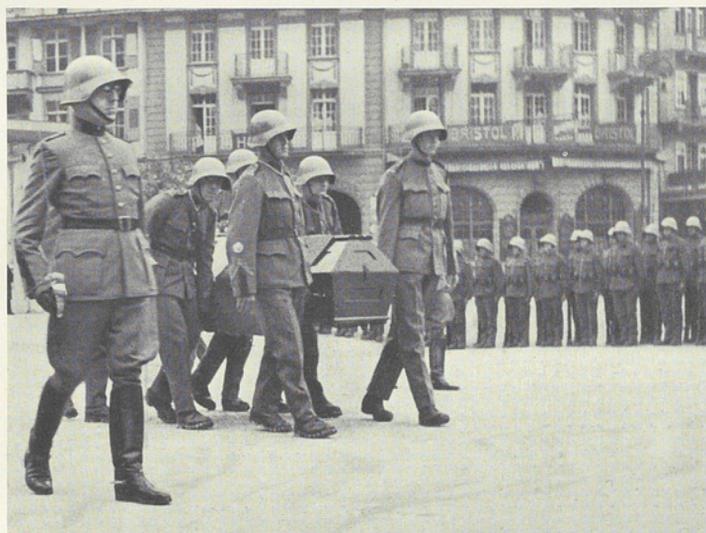
Der Adjutant:

Oberleutnant Fischli

Als im Armeehauptquartier am späten Vormittag die Nachricht eintraf, Leutnant Suter von der vierten Kompagnie des Bewachungsbataillons sei im Saxetal bei einer Erkundung abgestürzt, eilten sofort zahlreiche Offiziere und Soldaten, verstärkt durch eine aus zwei ansässigen Bergführern bestehende Rettungskolonnie, an die Unfallstelle. Diese war ohne sorgfältige und schwierige Veranstaltungen nicht zugänglich, ja, der Ort, wo Leutnant Suter hingefallen sein mußte, war nicht einmal zu sehen. Nach stundenlangem, gefahrvollem Suchen wurde der Vermißte tot aufgefunden und geborgen.

Noch am Abend wurde der Leib des Toten zu Tal getragen und im Krankenhaus Interlaken aufgebahrt. Am 4. November geleitete ihn das Bataillon zur letzten Fahrt. Am Vormittag verließ der Trauerzug das Spital. Voran die Fahne mit Ehrenwache, dann das Bataillonsspiel, den Trauermarsch abwechslungsweise blasend und schlagend. Es folgte der mit Fahne, Helm und Säbel bedeckte Sarg, eskortiert von den Zugführern der Mitrailleurkompagnie. Hinter dem Sarg wurden die Kränze von Soldaten getragen. Den Schluß des Zuges bildete die Mitrailleurkompagnie, geführt von ihrem Kommandanten. Am Bahnhof wurde der Zug von allen abkömmlichen Offizieren des Bataillons erwartet. Die Kompagnie marschierte auf zu einem breiten Spalier von zwei Gliedern mit Front gegeneinander. Zu den Klängen der Melodie von «Ich hatt' einen Kameraden» wurde der Tote von Unteroffizieren in den Wagen getragen, währenddessen die Kompagnie ihm die Ehren bezeugte.

Ein Detachement fuhr mit demselben Zug wie der Tote nach Basel. Unter Führung von Oberleutnant von Blarer, der es am Bahnhof erwartete, geleitete das Detachement den toten Kameraden ins Totenhaus des Gottesackers.



DIE ABDANKUNGSFEIER  
UND MILITÄRISCHE BESTATTUNG  
AM 5. NOVEMBER 1943

Leutnant Martin Suter wurde in der Kapelle aufgebahrt. Über den Sarg war die eidgenössische Fahne gebreitet, auf deren Mitte war der Säbel des Toten mit der Scheide ins Kreuz gelegt und darüber der Helm. Mit gezogenem Säbel hielten Wache die Kameraden der Mitrailleurkompagnie Oberleutnant Huber, Leutnant Hediger, Leutnant Scherrer und Leutnant Troxler.

Die Abdankung hielt Herr Pfarrer Zellweger.

Johannes Martin Suter wurde am 17. April 1918 in Zürich als Sohn des August Suter, Bildhauer und der Helene Suter, geb. Moser, Sängerin geboren.

Mit drei Jahren zog er mit Vater und Mutter nach Paris. Er hatte sehr früh seine durchaus eigene Art, die Dinge zu erleben. Die Geburt seines Bruders erfüllte ihn mit großer Zärtlichkeit und erstaunlicher Geduld, wenn ihm der Kleine begreiflicherweise oft seine Spiele verdarb. Mit sechs Jahren kam er zur Schule, in die treffliche Ecole communale de Paris; obschon etwas vorbereitet in Schrift und Sprache, war die Auseinandersetzung mit den Mitschülern keine leichte Sache für ihn. Er schien den Kampf um seine Persönlichkeit mit der ihm eigenen Obstination völlig unnervös zu führen; es lag der Grund, daß er dies konnte, in seiner großen Natürlichkeit und Güte. Martin kam so früh zur Erkenntnis der Verschiedenheit zweier Nationen. In den langen Sommerferien, die er meist bei seiner Großmutter in Zürich oder bei seinem Paten im Tessin verbrachte, war ihm durchaus früh bewußt, daß er ein Schweizer war. Mit neun Jahren kam Martin ins Lycée «Ecole alsacienne de Paris». Die humanistische Formation machte sich sofort geltend, und mit ihr entdeckte er ein drittes Land, das ohne Grenzen und Zoll schien.

Es war dieses die größte Einwirkung außerhalb der Familie und der Durchbruch seiner geistigen Markation. War die Ratio auch noch kindlich, sie brachte ihn dennoch zur durchaus freundschaftlichen Auseinandersetzung mit der Familie, — es war aber der Anfang eines inneren Kampfes, der wohl unserer ganzen Jugend eigen und beschieden war und lange dauern sollte.

Etwa zwölfjährig wurde Martin von einem Lastauto in Paris, welches er nicht beachtet hatte, beim Durchqueren der Straße in die Luft und auf das Steinpflaster geworfen. Bei der Überführung in das Spital erklärte er trotz großer Schmerzen und Blutverlust dem Polizisten, daß der Chauffeur keinerlei Schuld trage. Dies war ihm eigen und auch Gebot des Pfadfinders, der er eifrig war.

Im Frühsommer 1935 machte er das philosophisch-naturwissenschaftliche Bachot und bedauerte, daß er nachfolgend, das heißt ein Jahr später, nicht auch noch das Bachot für Mathematik machte, sondern nach der Schweiz zog, an die Universität in Zürich. — Er war ein guter Zeichner und ergötzte seine Kameraden mit mancherlei Darstellungen, die immer drastisch mit Humor gefaßt waren.

Zweimal verbrachte er die Pariser Sommerferien von drei Monaten in England bei der Schwester eines Landarztes in der Nähe von Oxford. Außer dem Englischen, das er korrekt sprach, gab ihm das Milieu enorm viel und er erlebte nur Schönstes.

Seine Berufswahl machte ihm Schwierigkeiten; es plagte ihn Tag und Nacht, denn er war sich nicht bewußt, daß seine französischen Kameraden weniger nach einer Berufung als nach einer Karriere sich entschieden und daneben ihre Sonderfähigkeiten weit über das Dilletantische entwickelten. Jene Schwierigkeiten entstanden aber auch durch seine vielseitige Begabung. Er ent-

schied sich in Zürich zur Chemie und äußerte später, daß ihn die Medizin sehr anziehe. Neben dem Studium an der Universität zeichnete er in den Abendstunden fleißig im Polytechnikum. Das Chemiestudium fesselte ihn indessen immer mehr.

Eine große Sache war für ihn die Entdeckung des Soldatischen in der Rekrutenschule, — von noch größerer Wirkung war die Aspirantenschule auf ihn. Er hat es verstanden, die militärischen Disziplinen langsam zu vergeistigen, das heißt auch im Zivilleben in anderer Materie wirksam zu machen.

1939 zogen seine Eltern nach Basel und Martin siedelte von Zürich zu ihnen über, wo er auch mit erhöhtem Eifer seine Studien fortsetzte.

Was wohl allen verborgen, war der Kampf, den er redlich im Stillen um die Wahrheit führte. Seine literarischen Kenntnisse waren ganz beträchtlich — aber es zentrierte sich alles immer wieder um die spirituellen Realitäten, — um Gott. Er ist mit zwölf Jahren in den Kampf mit der Ratio gekommen, zuerst mit kindlichen Zweifeln an den Eltern, an sich, — Vitalität, Humor, Natürlichkeit erhoben ihn aus der Sackgasse. Als Mann hat er sich dieses Spiel nicht mehr erlauben dürfen, und es begann der Kampf nicht um die Ziele, die kannte er nun, — sondern mit sich, den geraden Weg zu finden, der zu ihnen führt, in der Wissenschaft, als Soldat und Bürger und vor allem vor seinem Höchsten.

## Predigt

Psalm 121, 3:

«Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht.»

In unserm Herrn und Heiland geliebte Mitchristen,  
insbesondere liebe Leidtragende!

Wir wären nicht um Gottes Wort versammelt in dieser Stunde, wenn wir nicht wüßten, daß der Herr das Unglück zugelassen hat. Kein Haar unseres Hauptes wird gekrümmt ohne den Willen unseres himmlischen Vaters. Der uns behütet, schläft nicht. Wir stehen umso tiefer unter diesem Eindruck, als der Entschlafene es ja in Paris hat erleben dürfen, daß er im Augenblick, da ihn nach menschlichem Ermessen der Tod hätte ereilen müssen, die Verheißung an sich erfuhr: «Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.» So mag hier in höherem Sinne gelten, was der Herr uns zusagt: «Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.»

Wissen wir doch, wie der Entschlafene innerlich gerungen hat. Das ist offenbar geworden in einem kleinen Tagebuch, das sich im Nachlaß fand. Seine Sätze sind so wahr, so ehrlich und so errungen, daß man spürt, wie sie sein ganzes inneres Streben wiedergeben. «Ecarte de moi tout cynisme», schreibt er, «empêche, que je ne me trompe toujours sur les vrais motifs de mes actions. Empêche-moi de parler tant. Empêche-moi de faire mal à ceux que j'aime. Rends la voix de ma conscience encore plus impérieuse.» Es findet sich als einzige Eintragung aus der Bibel die bedeutsame Psalmstelle:

«L'éternel affermit les pas de l'homme  
Et il prend plaisir à sa voie.  
S'il tombe il n'est pas terrassé,  
Car l'éternel lui prend la main.»

Den Abschluß bildet das Wort: «Comment réaliser la communauté chrétienne? En englobant les autres — tous les autres dans une pensée et dans un coeur chrétien.»

Dürfen wir diese Sätze aus der Stille ihrer Verborgenheit hervorziehen? Ich glaube ja. Sie gehen uns alle an. Sie geben dem Ausdruck, was auch wir denken und wirken darum unmittelbar, weil sie nicht ausgesprochen, sondern nur gedacht und geschrieben wurden. So öffnen sie etwas vom Lichte Gottes. Wir erkennen aus ihnen, was den Entschlafenen bis zuletzt innerlich bewegt hat. Solchem Streben sagt der Herr zu: «Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan.» Nun ist dem Entschlafenen aufgetan worden. Freilich in einer Weise, die uns weh tut, und die wir mit unseren menschlichen Möglichkeiten nicht verstehen können.

Das ist der Grund für die Wahl unseres Bibelwortes: «Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; und der dich behütet, schläft nicht.» Es ist wahrscheinlich gesprochen worden in Erinnerung an eine Bewahrung, ähnlich der, die der Entschlafene als Kind erleben durfte. Der 121. Psalm läßt vermuten, sein Sänger sei einst in den Bergen schwerster Gefahr ausgesetzt gewesen und durch Gott auf wundersame Weise gerettet worden. Damals habe er die allmächtige Fürsorge unseres himmlischen Vaters ein für allemal erkennen dürfen.

Später aber kam dazu die Entdeckung, daß nicht der Schutz

Gottes in Todesgefahr das Höchste sei, sondern die Behütung der Seele. «Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen und der dich behütet, schläft nicht», gilt äußerlich und innerlich. Der Herr hilft uns aus jeder Bedrohung, solange er uns hier braucht und wir unsere Aufgabe nicht erfüllt haben. Unsere Zeit steht in seinen Händen. Wir kennen die Stunde nicht, da er uns abrufen will. Sie kann plötzlich über uns kommen oder nach gründlicher Vorbereitung. Immer aber muß sich der Tod dem Herrn fügen. Dieser äußere Beistand zeigt sich immer wieder im Leben derer, die auf den Herrn bauen. Aus ihm schöpfen wir die Gewißheit, daß auch jetzt der Fuß des Entschlafenen nicht geglitten ist, ohne daß Gott sein Ja dazu gesagt hätte.

Wer in solchem Bewußtsein lebt, erkennt aber auch, daß die Behütung der Seele noch weit bedeutsamer ist. Darum will uns der Psalmsänger sagen: So wie ich die Rettung aus Todesgefahr erlebt habe, erfahren wir auch das Eingreifen Gottes, wo unser innerer Mensch von Unheil bedroht ist. Wir schauen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare und trachten nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist. Denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare aber ist ewig. In diesem Sinne ist unser Wort gemeint. Darum soll es uns in dieser Stunde das Licht dessen bringen, der sagt: «Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.»

Doch eine Frage: Warum mußte dieser Schmerz den Eltern angetan werden? Sie haben sich darauf gefreut, daß ihr Sohn seine reichen Gaben werde entfalten können. Wie nötig hätte der jüngere Bruder den ältern gehabt! Welch fruchtbaren Austausch der Gedanken und Erfahrungen hätten die beiden pflegen, wie hätten sie einander ergänzen können. Ja, warum dieser Schlag? —

Es gibt darauf nur die *eine* Antwort, die wir vom Evangelium empfangen: Wir müssen durch viel Trübsale in das Reich Gottes gehen. Darum ist unser Herr und Heiland ans Kreuz gegangen, damit wir erkennen sollten, wie hinter jeder Not Gottes Segensabsicht steht. Der Herr weiß wohl, was für Gedanken er über uns hat, Gedanken des Friedens und nicht des Leides. Was er tut, wissen wir jetzt noch nicht. Wir werden es aber hernach erfahren. Alles Große in der Welt wird durch Leid. Der Herr legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Durch solche Schickungen sucht er uns zu sich heim. Darum gilt es, einen solchen Unglücksfall anzunehmen mit der Bitte an Gott um Kraft zum Tragen und um Segen, damit er Frucht bringen könne. Möge es auch da sich erfüllen: «Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; und der dich behütet, schläft nicht.»

Wir sind ja nicht wie die, die keine Hoffnung haben und wissen, daß wir nicht im Tode bleiben, sondern dank unserem Herrn und Heiland auferweckt werden zum andern Leben. So halten wir dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sei der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Es ist die Verheißung der ganzen heiligen Schrift, daß auch dann, wenn für uns die große Wanderung beginnt, die der Entschlafene nun angetreten hat, unser Wort gilt: «Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; und der dich behütet, schläft nicht.» Noch wandern wir im Glauben und nicht im Schauen. Dann aber werden wir erkennen dürfen von Angesicht zu Angesicht. Und der Herr, der um unseretwillen gestorben und auferstanden ist, ruft uns zu: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.»

Amen

Eduard Müller (Orgel) und Esther Bürgin (Violine) spielten das Largo von Pugnani. Herr Pfarrer Zellwegèr sprach das Gebet.

Der Sarg wurde ins Freie getragen und die Trauergemeinde folgte ihm vor die Kapelle. Der trübe Himmel hatte sich aufgehellt, die Sonne erwärmte und erleuchtete den Herbstmorgen. Voran Fahne und Spiel, gefolgt von der Kompagnie, dem von Unteroffizieren getragenen und von Offizieren eskortierten Sarg, den Angehörigen und Nahestehenden, schritt der Trauerzug zum offenen Grab. Der Totenmarsch wurde abwechselnd geblasen und geschlagen.

## Ansprache von Major Mangold, Bat.-Kdt. am Grabe

Tiefe Trauer liegt über uns, Trauer um einen großen Kameraden und Menschen, der zu früh aus seinem Leben abtreten mußte. Viel zu früh abgerufen wurde, bevor er verwirklichen konnte, was er mit seinen Fähigkeiten und seiner Arbeitskraft zu erreichen hoffte.

Als am 2. September 1939 die Wehrmänner des Bataillons 52 zur Fahne eilten, stand in seinen Reihen erstmals Martin Suter als Mitrailleur. Der beginnende Krieg und die zunächst liegenden Aufgaben der Armee, Ausbildung und Gliederung auf einen allfällig plötzlich hereinbrechenden Sturm auszurichten, brachten es mit sich, daß der zum Offizier geborene Mann zunächst zehn Monate als einfacher Soldat zu dienen hatte. Es entsprach seiner vornehmen und allezeit überlegenen Gesinnung, daß diese Monate für Vorgesetzte, Truppe und ihn selbst nicht ein bloßes Abwarten, sondern ein reicher Gewinn wurden. Die Offiziere achteten, förderten und nutzten seine glänzende Begabung, seinen kühnen und entschlossenen Sinn und die Kraft seiner Hände, die Kameraden verehrten in ihm ihren Besten und ließen sich von ihm lenken wie von einem Vorgesetzten.

So war es selbstverständlich, daß man ihn bald für außerordentliche Aufgaben heranzog. Noch im ersten Kriegswinter 1939/40 absolvierte Martin Suter zwei Skikurse und erfüllte auch hier die in ihn gesetzten Erwartungen restlos.

Im Mai 1940 suchte man für einen höheren Stab Soldaten, denen die Sprachen der hauptsächlichsten kriegführenden Mächte geläufig waren, um die ununterbrochenen Nachrichtensendungen

über die Kriegshandlungen möglichst laufend und lückenlos registrieren zu können. Es lag nahe, hierfür seine Dienste in Anspruch zu nehmen, und so verließ er für kurze Zeit seine Einheit. Im Juni 1940 endlich konnte er in die Unteroffiziersschule und anschließend in die Rekrutenschule als Korporal einrücken, um dann im November 1940 als Unteroffizier vorübergehend zurückzukehren. Im Frühjahr 1941 kam die Offiziersschule, sofort darauf die Rekrutenschule als Leutnant. Da die Kompagnie IV/52 wegen der bekannten Katastrophe nurmehr ganz wenige Offiziere in der Front hatte, war es gegeben, von der sonst beobachteten Regel abzuweichen und Leutnant Suter in der Einheit, der er auch als Soldat und Unteroffizier angehört hatte, zu belassen. In seiner Gewissenhaftigkeit hatte er sich bei älteren Kameraden nach der Zweckmäßigkeit dieser Maßnahme erkundigt; es konnte ihm ohne Bedenken zum Verbleiben geraten werden, weil er ja schon als Soldat eine einzig dastehende Autorität genossen hatte. Die optimistische Voraussicht ist auch in diesem Stück bestätigt und durch die Ereignisse übertroffen worden. Nie haben es weder seine ehemaligen Kameraden und nachmaligen Untergebenen noch er selbst bereuen müssen, daß er als Offizier in seiner Stammeinheit geblieben ist.

Seine ganze Kraft setzte der Offizier Martin Suter dafür ein, zu sorgen, daß seine Soldaten und er selbst furchtlos und gut ausgebildet jederzeit in der Lage sein sollten, sich zu bewähren, wenn je die Pflicht es verlangen sollte. Weder im Dienst noch zu Hause ließ er dieses Ziel je aus den Augen und aus den Händen; es hatte den Vorzug vor allen anderen Ansprüchen, die an ihn gestellt wurden, auch wenn diese noch so bedeutsam waren. In diesem Geiste hat er gelebt und ist er gestorben, denn am 2. November, seinem Todestag, hätte er seiner Studien wegen

bereits im Urlaub sein können; da aber seine Kompagnie gerade ein die Ausbildung förderndes Scharfschießen durchzuführen im Begriffe war, entschloß er sich, zu bleiben. Bei den Vorbereitungsarbeiten ereilte ihn dann der Bergtod.

Bei Bekanntwerden des Unfalles eilten alle, die ihm nahe gestanden waren, Offiziere und Soldaten, an die Unglücksstätte. Jeder eilte, so schnell er konnte, um das Leben des teuren Kameraden zu retten; etliche begaben sich selbst noch in Gefahr. Alle waren zutiefst erschüttert und taten schweigend das Mögliche. Es war zu spät. Er war so unglücklich gefallen, daß er nach dem Sturz nicht einen Augenblick mehr gelebt haben kann. So wurde die erhoffte Rettung zur Bergung, und mit dem Leib ihres toten Kameraden haben Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten eine ihrer schönsten Hoffnungen zu Grabe getragen.

Wir werden Martin Suter nie vergessen. Stets wird er uns als leuchtendes Beispiel vor Augen bleiben. Mit der ererbten Lauterkeit, Geradheit und Geisteskraft vereinte er in sich die Phantasie, Lebhaftigkeit und schöne Menschlichkeit aus dem kostbaren Teil des Erbgutes von jenem Frankreich, in dem er seine Jugendzeit verlebt hatte. Seine Ideale zählen zu den edelsten, die es gibt und ohne je abzuweichen, schritt er mutig seinem nahen Ziele zu.

Wehen Herzens danken dir alle diejenigen, denen du jederzeit bereitwillig mit Rat und Tat beigestanden.

Wunden Herzens werden alle an dich denken, die dir nahe gestanden sind und dich als Soldat, Unteroffizier und Offizier kennen und schätzen gelernt haben.

Wir gedenken auch des großen Leides deiner lieben Angehörigen, die die Kunde vom jähen Abruf bitter und hart getroffen hat. Möge der Allmächtige ihnen Trost in ihrem großen Schmerz spenden.

Und dir Kamerad, Martin Suter, ist nun die ewige Ruhe beschieden. Hier auf dem Friedhof in der Erde der Heimat wirst du ruh'n. Als tapferer Soldat hast du dich eingesetzt und geholfen, das Vaterland in bessere Zeiten hinüber zu retten.

Kamerad, ich danke dir.

Das Spiel trug darauf die Weise des Chorals «Jesu meine Zuversicht» vor.

## Abschiedsworte von Hauptmann Rychen, Kommandant der Mitrailleurkompagnie IV/52

Herr Leutnant Suter!

Lieber Kamerad Martin!

Du hast im Dienste für unsere liebe Heimat dein Leben gelassen. Höchste militärische Auszeichnung und Ehre sei dir also gegeben. Du hast deine Pflicht deinem Vaterland gegenüber voll getan. Gott hat es gewollt, daß du uns allen so früh und jäh entrissen wurdest. Dein hohes Pflichtgefühl, dein ausgesprochenes Talent im Führen von Soldaten, deine uneingeschränkte Hingabe an die Sache und deine überlegene Menschlichkeit werden all denjenigen, welche die Ehre hatten, mit dir, unter deinem Befehl und unter deiner Obhut der Heimat zu dienen, als Vorbild in Erinnerung bleiben.

Meine Kompagnie ist stolz darauf, daß sie dich als Soldat, Offizier, Führer und Kameraden ihr eigen nennen durfte. Dein Geist, dein hoher Einsatzwille und deine vorbildlichen Gedanken vom Leben mögen bei uns allen Ziel und Vorbild werden. Kamerad Martin, ich grüße dich im Namen aller Wehrmänner, die die Ehre hatten, einmal mit dir oder unter deiner Führung dem Vaterlande zu dienen und melde die Kompagnie ab, welche dich als ihr eigen wissen durfte.

Darnach übergab Herr Pfarrer Zellweger den Toten der Erde. Hierauf bezeugten alle Offiziere der Kompagnie ihrem Kameraden die letzten Ehren und Oberleutnant Adam kommandierte drei Salven.



DEM ANDENKEN MARTINS



In diesen Tagen, lieber Martin, ein Jahr nach deinem unvermittelten Abschied von dieser Welt, halten wir wieder Wache. Der Krieg ist zurückgekehrt auf die Felder, von denen er ausgegangen ist in den Tagen, an denen wir uns kennen lernten. Wie damals ist es unsere dringendste Sorge, die Fluten aufzuhalten, die uns noch einmal zu überschwemmen drohen. — Auch sonst ist wieder vieles beim alten: nur während kurzer Tage verlassen wir die Posten, damit auch daheim nichts versäumt bleibe. Kurz und gut, wo immer wir sind, müssen wir uns beeilen und doppelt wachsam sein. Die Atempausen sind selten geworden, aber auch sie sind noch da. Keine geht vorüber, ohne daß wir zurückschauen. Wir sehen dann die letzten fünf Jahre und alles, was sie brachten, an uns vorüberziehen. Dann sehen wir auch dich, lieber Martin, und hören dich, und Augenblicke lang dünkt es uns, du seiest noch unter uns. Dein herzliches Lachen, deine Arbeit, deine nie erlahmende Hilfsbereitschaft, die so unwillkürlich an Sankt Martinus erinnert, es kostet uns viel, zu verstehen, daß das alles vorbei ist.

Wir täten aber vor allem dir unrecht, wenn wir uns Sand in die Augen streuten. Vorbehaltlose Ehrlichkeit gegenüber jedermann und auch gegen sich selbst hast du immer erstrebt und gefordert und wir sind sie dir schuldig. So wollen wir uns denn mit dem Unabänderlichen abfinden und dich um Verzeihung bitten für die Augenblicke, in denen wir fehlten. Und ich bitte dich um Nachsicht, daß ich hier noch einmal in längst vergangenen Zeiten verweile, die nicht mir allein, sondern auch dir gehören.

Wie reich an Denkwürdigkeiten die letzten fünf Jahre auch sein mögen und wie viel auch in unsern gemeinsamen vier Jahren beschlossen sein mag, so führt im Grunde doch alles zurück auf den ersten Kriegswinter. Damals sagten wir uns, daß jetzt ein

neuer, entscheidender Abschnitt in unserem Leben beginne und gingen ans Werk, ihn in Ehren zu bestehen. — Angefangen hat es so: am 2. September 1939 rückten wir zum Grenzdienst ein, du als Mitraillieur meines Zuges und ich als Leutnant. Ich war eben aus Frankreich heimgekehrt, wo ich die Marne-Schlachtfelder von 1914 besucht hatte, auch war ich sonst seit geraumer Zeit damit beschäftigt, möglichst viel von Frankreichs Größe und Schönheit zu erfassen. Du hingegen hattest den meisten Teil deines bisherigen Lebens in Frankreich zugebracht und in der dir eigenen schönen Weise verwirklicht, daß Frankreich jedermanns zweite Heimat ist.

Jeder von uns hatte es sofort heraus, daß der andere Frankreich besonders zugetan war und das genügte, um uns ungeachtet der im übrigen peinlich beobachteten Rangunterschiede freundschaftlich zu verbinden. Unsere ersten Gespräche führten uns kreuz und quer über die Oberfläche der gemeinsamen Kenntnisse verschiedener Art, die wir über Frankreich hatten und endeten gewöhnlich damit, daß wir mit vereinten Kräften den baldigen Sieg der eben in den Krieg getretenen französischen Armee voraussagten. Warum sollten wir das nicht eingestehen? Diese Meinung war schließlich weit verbreitet, auch unter Fachleuten von Ansehen, Grundlagen zu eigener Kritik hatten wir keine. Lange haben diese leichtsinnigen Diskussionen ja nicht gedauert, wir hatten bald genug Anlaß, uns mit näher liegenden Sorgen zu beschäftigen.

Der Alltag verlangte von uns, daß wir richtige Soldaten würden. Das hieß zunächst, alle kleinen Pflichten gewissenhaft erfüllen, auch wenn es schwer fiel. Hin und wieder ist es uns schwer gefallen, Martin. Es hieß weiter, den richtigen Sinn der Pflicht zuweilen erst suchen, wenn die Befehle lückenhaft, dunkel, sich widersprechend waren oder gar fehlten. Doch wollen wir uns

dabei nicht länger aufhalten, jedermann kennt das selbst. War die Arbeit getan und blieb uns Zeit, so verwendeten wir sie dazu, uns über das Erreichte Rechenschaft abzulegen und den Gesichtskreis zu erweitern. Wir spürten, daß wir bei weitem noch keine fertigen Soldaten waren und gingen daran, uns auch dort Kenntnisse zu holen, wo die Dienstvorschriften schwiegen. So gerieten wir an die Soldatenbücher und welche ändern hätten es damals sein können als vor allem die französischen?

Wir begannen mit den «Leçons du fantassin» von Laffargue, jener Fundgrube für Einzelgefechtsausbildung, die du bis zu deinem Ende immer wieder mit reichem Gewinn ausgebeutet hast. Gewiß erinnerst du dich daran, daß wir neben der Belehrung auch unsern Spaß hatten, als wir beim Lesen der ersten Seite unter Heiterkeitsausbrüchen entdeckten, daß auch in der militärischen Kinderstube von Frankreich das folgende Frag- und Antwortspiel den Urgrund aller Ausbildung darstellt: «Que comprend une compagnie?» -- «Quatre sections et une section de commandement.» — «Par qui est-elle commandée?» — «Par un capitaine.» — «Comment s'appelle votre capitaine?» Und weiter konnten wir lesen, daß man das auch in französischen Kasernen Theorie nennt: «On appelle théorie tout ce qui n'est pas geste.»

Für die moralischen Auseinandersetzungen des Soldaten hielten wir uns damals vor allem an die «Insomnies» betitelte Aphorismensammlung des französischen Generals Clément-Grandcourt, die mir der Verfasser anlässlich des Besuches an der Marne geschenkt hatte und auf die ich so stolz war. Es ist mir, als höre ich dich noch jetzt vorlesen:

«La guerre, pour l'exécutant, consiste à tuer et à se faire tuer. Apprendre à tuer, c'est l'instruction tactique. Apprendre à se faire tuer, c'est l'éducation morale. —

Ce qu'il y a de plus dur dans le métier militaire, ce ne sont ni les dangers, ni les souffrances, ni même l'ennui, c'est de servir sous des chefs qu'on méprise. —

Malheur aux armées qui se confinent dans le service intérieur et aux chefs qui se confinent dans le service courant. —

Qu'un chef sache se taire après avoir donné un ordre. Le répéter, le commenter, c'est l'affaiblir. —

Quand la présence d'un chef n'est pas utile, elle est nuisible, car elle n'est jamais indifférente. S'il n'a rien à faire, qu'il s'en aille, sinon il se démonétise.»

Wie viel liegt doch in diesen wenigen herausgegriffenen Sätzen! Wir haben sie immer wieder erwogen. Apprendre à tuer! Töten! Nur schon in Gedanken geraden Weges auf dieses Ziel zuschreiten, ist für den Soldaten eine schwere Aufgabe, sie ist uns beim Lesen der «Insomnies» ganz anders bewußt geworden als beispielsweise in den Militärschulen, wo man durch den Gebrauch des technischen Wortes «vernichten» oder «außer Gefecht setzen» über die Schwierigkeiten hinweggeht wie der Reiter über den Bodensee. Ohne Illusion und ohne Leidenschaft hast du dich für die Aufgabe gerüstet, die an dich herantreten konnte. Mit Zorn und Verachtung hast du eine andere Auffassung, die zur willkommenen Verstärkung der Kampfkraft auch niedere Instinkte wie Rachegelüste und Blutdurst ausnützt, zurückgewiesen und eine Welt lag zwischen dir und dem sonst geschätzten Ernst Jünger, als du in den «Stahlgewittern» lasest: «Ich kochte vor einem rasenden Grimm, der mich und uns alle auf eine unbegreifliche Weise befallen hatte. Der übermächtige Wunsch zu töten, beflügelte meine Schritte...»

Apprendre à se faire tuer! Vom Tod auf dem Schlachtfeld nicht überraschend, nicht in der Verwirrung der Sinne, nicht in der

Ekstase getroffen zu werden, sondern ihn ruhig kommen zu sehen und anzunehmen trotz ungebrochener Lebenskraft, auch das war, ein Ziel unseres Strebens und nicht das geringste, denn ohne Beschönigung betrachtet gehört es zum Schwersten, freien Willens und klaren Sinnes sein Leben zu opfern, wofür es auch sei.

An Beispielen wollten wir es lernen. Denkst du noch an die schönen, Jeanne d'Arc in den Mund gelegten Verse «Adieu à la Meuse», die wir immer wieder lasen? Und denkst du noch an ihren Sänger, den Dichter Charles Péguy, der am 5. September 1914 als Leutnant an der Marne gefallen ist, «inmitten seiner Deckung nehmenden Leute aufrecht stehend und kaltblütig die Visierhöhe befehlend», wie die Augenzeugen berichten. Wieder liegen sie vor mir, diese Verse, dieselben Blätter, in die zerfallen ist, was 1939 noch ein gebundenes Buch war:

Adieu, Meuse endormeuse et douce à mon enfance,  
Qui demeures aux prés, où tu coules tout bas,  
Meuse, adieu: J'ai déjà commencé ma partance  
En des pays nouveaux où tu ne coules pas.

Voici que je m'en vais en des pays nouveaux:  
Je ferai la bataille et passerai les fleuves;  
Je m'en vais m'essayer à des nouveaux travaux,  
Je m'en vais commencer là-bas les tâches neuves.

Et pendant ce temps-là, Meuse ignorante et douce,  
Tu couleras toujours, passante accoutumée,  
Dans la vallée heureuse où l'herbe vive pousse,

O Meuse inépuisable et que j'avais aimée. Un silence.

Tu couleras toujours dans l'heureuse vallée;  
Où tu coulais hier, tu couleras demain.  
Tu ne sauras jamais la bergère en allée,  
Qui s'amusait, enfant, à creuser de sa main  
Des canaux dans la terre, — à jamais écroulés.

La bergère s'en va, délaissant les moutons,  
Et la fileuse va, délaissant les fuseaux.  
Voici que je m'en vais loin de tes bonnes eaux,  
Voici que je m'en vais bien loin de nos maisons.

Meuse qui ne sais rien de la souffrance humaine,  
O Meuse inaltérable et douce à toute enfance,  
O toi qui ne sais pas l'émoi de la partance,  
Toi qui passes toujours et qui ne pars jamais,  
O toi qui ne sais rien de nos mensonges faux,

O Meuse inaltérable, ô Meuse que j'aimais. Un silence.

Quand reviendrai-je ici filer encor la laine?  
Quand verrai-je tes flots qui passent par chez nous?  
Quand nous reverrons-nous? et nous reverrons-nous?  
Meuse que j'aime encore, ô ma Meuse que j'aime.

Un assez long silence.

Was hätte uns, lieber Martin, schöner und tiefer damit vertraut machen können, daß auch uns beschieden sein konnte, nie wieder heimzukehren? —

Noch vieles wäre zu sagen; der Winter war lang und jeder einzelne seiner Abende führte uns weiter, hierhin und dorthin.

In der Abgeschlossenheit unseres Quartiers auf dem Iglingerhof, wo unser Zug allein war, lenkte uns kaum etwas ab von dem einmal eingeschlagenen Weg. Lassen wir es genug sein. Auf den Winter folgte der Frühling, dann der Sommer mit seinen Stürmen und schließlich gingen auch die paar Jahre vorüber. Und dann kam im letzten Jahr jener sonnige Morgen des zweiten November, an dem dich der Herr über Leben und Tod heimgerufen hat.

Wir vermochten es nicht zu fassen, lieber Martin, daß du nicht mehr unter uns sein solltest, und doch mußten wir es. Wir haben dich zur letzten Ruhe gebettet und sind dann wieder auf unsere Posten zurückgekehrt, auf unsere verödeten Posten. Bald wurden wir entlassen. Am ersten freien Tag ging ich, wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben und wie von unsichtbarer Hand geleitet, zurück an den Ort, wo wir den ersten Kriegswinter, unsere glücklichen Tage, zugebracht haben. Still lag die Höhe da, wo wir damals für unsere Maschinengewehre Stellungen gruben. Die Löcher waren wieder ausgefüllt und die Gräben verschüttet. Wo damals die Gewehre standen, lag ein Pflug. Frische Furchen durchzogen den Acker. Dieses ergreifende Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen, aber auch des Friedens und neuen Lebens, die nach Krieg und Tod wiederkehren, war eine heilsame Ermahnung, auch ohne menschliches Verstehen an den Sinn deines Sterbens zu glauben: Deine Aufgabe war erfüllt und weil Gott dich liebte, hat er dich heimkehren lassen, denn wenn es wahr ist, was Ernst Jünger sagte, gegen den du wohl hier nichts einwendest: «Niemand stirbt vor der Erfüllung seiner Aufgabe, viele aber überleben sie», dann ist ein früher Tod zuweilen eine besondere Gnade Gottes.

Ernst Fischli

Sehr geehrte Frau Suter!

Den plötzlichen Tod von Martin kann ich heute noch nicht fassen, und er lebt auch wirklich noch für mich.

Ich habe ihn so richtig im Hochgebirgskurs kennen gelernt, und dort bekam ich ihn lieb, doch ich mußte mir immer wieder gestehen, daß er mir charakterlich weit überlegen war. Er war nämlich ein richtiger Mann, und das wollte ich noch werden, und deshalb nahm ich mir Martin zum Vorbild.

Wenn ich so zurückdenke, so kommen mir verschiedene Begebenheiten aus dem Hochgebirgskurs wieder in den Sinn.

Als wir die erste größere Gebirgstour auf die Silberhornhütte machten, da kamen wir schon bei Nacht in strömendem Regen oben an. Wir mußten nun noch das Biwak erstellen. Sobald die ersten Zeltblachen aufgestellt waren, begaben sich alle in das Zelt, wo Schutz vor Kälte und Regen war. Martin aber blieb draußen und befestigte das Zelt noch richtig und beschwerte es mit Steinen, so daß wir in der Nacht sicher vor Sturm und Regen schlafen konnten. Eine Stunde nach uns, als wir schon gegessen hatten, kam dann Martin, naß bis auf die Haut in das Zelt, doch er sagte kein Wort über unsere Unkameradschaftlichkeit, und das machte auf alle von uns einen tiefen Eindruck.

Als ich in der Mitte des Hochgebirgskurses verunglückte, da war es Martin, der mir zuerst beistand. Er trug mich vom Eiger-gletscher bis auf die Station. Er schrieb mir, als ich im Spital war und besuchte mich sogar am Schluß des Kurses. Ich glaube, sein Hauptprinzip war, immer dem Nächsten zu helfen, und das ist nach meiner Auffassung wahre Religion.

Indem ich Sie herzlich grüße

Paul Schmidt

## Martin Suter als Kamerad und Chemiker

Wenn Martin etwas erlebt hatte, das ihm nicht klar werden wollte, konnte er grübelnd dasitzen, um dann plötzlich etwa zu fragen: «Sag mir, *warum* tut er das? Ich kann das einfach nicht verstehen.» Das ist echt Martin. Immer stand bei ihm die Frage nach dem «Warum» im Vordergrund; immer wollte er tiefer in die Probleme eindringen, Verhältnisse und Menschen gründlicher verstehen.

So suchte er auch im Verkehr mit seinen Mitmenschen in erster Linie immer das Verständnis für den andern. Es kam zwar durchaus vor, daß er mit jemand nichts anfangen konnte, weil er ihn nicht verstand, und wenn jemand nach seiner Ansicht auf einem unhaltbaren Boden stand, konnte er sogar scharf ablehnen. Aber mit den meisten Kommilitonen verbanden ihn mehr als kameradschaftliche Gefühle. Das ist kein Wunder; sein Verständnis befähigte ihn dazu, mit jedem Menschen auf die ihm entsprechende Art zu verkehren, einführend teilzunehmen an seinen Freuden, seinen Problemen und seinem Kummer. Hinzu kam eine starke Neigung und ausgesprochene Begabung, eigene Erfahrung und Erkenntnis mitzuteilen — einfach mitzuteilen, nicht zu belehren! — und eine echte Hilfsbereitschaft, die umso wertvoller war, als sie vom Verständnis für den anderen getragen wurde; Einsamen nahm er sich oft besonders an und versuchte, sie in die Gemeinschaft zu führen. So fühlte sich jeder von irgend einer Seite seines vielfältigen Wesens, in dem ausgelassene, gelegentlich überbordende Fröhlichkeit neben grübelndem Ernst Platz fanden, angezogen. Schon wenige Wochen nach seinem Studienbeginn in Basel hatte sich ein großer Freundeskreis um ihn versammelt.

Die Laborgemeinschaft verdankt ihm, daß sich die Kommilitonen wieder kennen lernten, bald bei einer gemütlichen Teestunde, bald beim Bad im Rhein oder bei einem fröhlichen Abend; durch ihn kamen die älteren Semester wieder in Kontakt mit den jüngeren.

So trug Martin Suter durch seine starke Persönlichkeit in den sachlichen Bereich des chemischen Laboratoriums den Geist der Menschlichkeit.

Auch Martins Studium war durchdrungen von seinem ganzen eigenartigen Wesen. Er war nicht, er war in keinem Augenblick *nur* Chemiker. Seine Handlungen sind nicht verständlich ohne die Kenntnis seiner ganzen Persönlichkeit; dann aber erscheinen sie als seine natürliche Äußerung. Mehr noch: Man wird nicht sagen dürfen, die Chemie sei *das* Gebiet, auf dem allein sich Martin voll hätte entfalten können. Seine Interessen waren dazu zu vielseitig. Er wußte das und empfand es bisweilen schmerzlich. Allein, wenn Vielfalt der Interessen oft zu Zersplitterung und zu Oberflächlichkeit führt, bei Martin bestand diese Gefahr nicht; vielmehr ging sein Streben in die Breite, hervor aus dem Wissenwollen um den Grund der Erscheinungen, dem Suchen nach Wahrheit, der Sehnsucht nach dem Ganzen, nach einer umfassenden Erkenntnis.

Von dieser Einstellung war sein Chemiestudium getragen; dieses konnte deshalb für ihn nie den Charakter eines Brotstudiums annehmen. Er wollte lernen, um zu wissen, und wissen, um weiter forschen zu können. Die rein experimentellen chemischen Fächer befriedigten ihn darum nicht; er suchte ein tieferes Verständnis für die Erscheinungen und fand Ansätze dazu nicht zuletzt in der physikalischen Chemie, wobei ihn durchaus nicht schreckte, daß hiezu ein gewisses mathematisches Verständnis und Konzentration auf abstraktes Denken nötig sind. Während das große

Heer sich bemüht, in möglichst knapper Zeit das chemische Handwerk zu erlernen und nur mit Abscheu an Fächer herangeht, die Anstrengungen verlangen und «später doch nicht gebraucht werden», war Martins Blick auf das Endziel des Verstehenkönnens gerichtet. Anstrengungen, die nötig waren zum Erreichen eines bestimmten Ziels, schreckten ihn hier so wenig wie anderswo; im Gegenteil, sie lockten ihn. Schwierigkeiten waren für ihn da, um überwunden zu werden. Das ist umso beachtenswerter, als Martin nicht selbstsicher an sein Können glaubte; vielmehr war er voll von Zweifeln an seine Fähigkeiten und ging nur mit schweren Bedenken an gestellte Aufgaben. Umso größer war dafür seine Freude über jeden Erfolg.

Dieses Bild ist noch unvollständig; trotz seiner vorwiegend theoretischen Einstellung verachtete nämlich Martin die experimentellen Disziplinen nicht. Mögen sie ihn zu Beginn seines Studiums arg enttäuscht und abgeschreckt haben; nachdem er einmal erkannt hatte, daß in ihnen die Voraussetzung aller theoretischen Forschungstätigkeit liegt, warf er sich mit ganzer Energie in die Laboratoriumsarbeit, um rascher zu den ihn eigentlich interessierenden Fragen zu kommen. In ungewöhnlich kurzer Zeit stellte er seine Übungspräparate her, wobei er das auf ihn einstürmende Tatsachenmaterial fortlaufend zu verarbeiten suchte. Immer war ihm dabei schmerzlich bewußt, wie weit entfernt er war von seinem Ziel des tieferen Verstehens, wie viel noch zu tun bleibe. Trotzdem fesselte ihn die praktische Arbeit immer mehr, besonders als er von der mehr reproduktiven präparativen Tätigkeit zur selbständigeren Arbeit, den qualitativen Analysen und den Literaturpräparaten kam. Am 19. Mai 1943 schrieb er in sein Journal: «Heute war die Oberfläche mit Kristallen bedeckt.» Liegt in diesem «heute» nicht die ganze Entdeckerfreude, die

Freude des persönlichen Erlebens? Je mehr ihn die Arbeit mit dem Neuen zusammenbrachte, wo nicht jede Erscheinung und jedes Resultat schon von vornherein feststand, desto mehr Freude fand er in der experimentellen Chemie. Hier sah und fühlte er aber auch, was ihm vorher vielleicht nur verstandesmäßig klar gewesen sein mochte, wie weit nämlich die Möglichkeit zu richtigen Ergebnissen von den handwerklichen Bedingungen und Fähigkeiten abhängt. Mehr und mehr begann er sein «Handwerkzeug» mit großer Liebe zu vervollkommen, zuerst durch einen selbstverfertigten Rührer, später durch die Anschaffung einer geeigneten Röhreinrichtung und endlich durch den Erwerb selbstentworfener, zweckmäßiger und zugleich formschöner Schlißapparaturen.

Aus der Freude an der experimentellen Arbeit ist zu erklären, daß Martin seine theoretisch gerichteten Ziele zurückstellte und eine experimentelle Dissertation begann, der er sich mit Gewissenhaftigkeit und Eifer hingab. Nach Abschluß seines Studiums wollte er dann irgendwo in der weiten Welt an einem Institut arbeiten, um in die theoretischen Probleme tiefer einzudringen und die Wissenschaft zu fördern...

So hatte er in der Chemie einen Weg gefunden, der Grundfrage nach dem Warum näher zu kommen und Suchen und Wirken zu vereinigen.

Dr. Emil Girod

LETZTE AUFZEICHNUNGEN  
VON MARTIN



Wir müssen der Welt und ihren Gedanken gegenüber skeptisch und anspruchslos werden.

Ansprüche müssen wir an uns selbst erheben und in unserer Arbeit ein Maximum zu leisten suchen. Wir dürfen auch nicht im Geheimen den Gedanken hegen, der Welt Glück und Frieden zu bringen. Das einzige, was wir in dieser Beziehung tun dürfen ist, daß wir uns niemals gestatten, für irgend eine diesbezügliche Lösung begeistert zu werden oder uns für irgend eine Partei zu versteifen.

Wir müssen uns damit zufriedengeben, im Kleinen zu wirken und aufzubauen, um uns und in uns.

Unsere Losung muß sein: Bescheidenheit der Ansprüche nach außen, Bescheidenheit in der Selbstbeurteilung.

So wird es uns vielleicht gelingen, unsern Kindern eine ausgereifte, stille Welt zu übergeben, aus der sie dann das Große und Begeisternde, das Aktive und Schöne, die lang ersehnte zweite Renaissance formen werden. Uns aber ist diese Aufgabe nicht auferlegt worden. Unsere Pflicht liegt in der Besinnung.

Collines toisonnées de vert et d'ambre  
Derrière la ville mi-lumière mi sombre  
Une tour enfouie dans une pelisse d'arbres dont les couronnes  
Respirant le printemps n'ont pas encore oublié l'automne.  
Comme un tendre regard sans limites le ciel couleur de Flamingo  
Embrasse ce calme tandis qu'expirée par la ville  
Y monte une fumée blanche et tranquille.

Essai, Pâques 1943

M. S.

